



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Madame Récamier.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

verkehren sollte. Auffällig bleibt jedenfalls, daß zu derselben Zeit, wo ein Zerwürfniß zwischen den Cabinetten von London und Paris wegen der mittelitalienischen Frage drohte, die marokkanische Angelegenheit in den Vordergrund trat, und daß fast in demselben Maße, in welchem sich das gute Einvernehmen zwischen den beiden Großmächten wieder mehr befestigte, auch die Kriegslust O'Donnells sich verminderte, so daß er jetzt nur durch die Stimmung der Bevölkerung, namentlich der Geistlichkeit, die in dem Angriff auf die Mauren einen Kreuzzug erblickt, noch genöthigt zu sein scheint, den Kampf fortzusetzen.

### Madame Récamier.

Souvenirs et Correspondance tirés des Papiers de Madame Récamier. 2. vol. Paris, 1859.

Frankreich ist recht eigentlich das Land der Memoiren, es hat immer diese secundäre Form der Geschichtschreibung, in der die Begebnisse des Familienlebens sich mit den großen politischen Ereignissen begegnen geliebt, und in diesem ungezwungenen Gewande hat sich der französische Geist mit allen seinen Schwächen und Vorzügen vielleicht am reichsten offenbart. Auch in unsrer Zeit müssen Memoiren die durchgängige Nichtigkeit selbstständiger Schöpfungen in der französischen Literatur aufwiegen. Wir reden hier nicht von solchen Memoiren wie denen Guizots, welche wohl nichts direct Unwahres, aber doch nicht die ganze Wahrheit enthalten, sondern von denen, welche längere Zeit nach dem Tode der betreffenden Person erschienen sind und in denen die nothwendigen Rücksichten auf noch Lebende das Interesse der Geschichte nicht zu sehr beeinträchtigt haben. Besonders reich ist der Antheil, der von dieser Literatur der napoleonischen Epoche zufällt und in die auch theilweise das obenerwähnte Leben fällt.

Madame Récamier, deren Name als der der schönsten Frau ihrer Zeit und der Freundin Chateaubriands lange berühmt ist, hat selbst keine Denkwürdigkeiten verfaßt; aber was ihre Adoptivtochter als solche aus ihren Papieren gewählt hat, wird jedem willkommen sein, der sich nicht nur über die Frau, sondern auch über ihre Zeit und Umgebung belehren will.

Sie war 1777 in Lyon geboren und verheirathete sich in ihrer ersten Jugend mit dem viel ältern Banquier Récamier, der sie mehr als Tochter denn als Frau behandelte. Sie erschien in Paris, als sich eben die wildesten Wogen der Revolution gelegt hatten und unter dem Directorium zum erstenmal eine leidliche äußerliche Ordnung hergestellt war. Ihre Schönheit bezäuberte Alles und ward sofort berühmt, sie war die Königin von Longchamps und auf allen Bällen, Lucian Bonaparte schrieb als Romeo dieser Julie feurige Liebesbriefe, welche sie pflichtschuldig ihrem Manne übergab. Derselbe fand, daß es gefährlich sei dem Bruder des Generals Bonaparte die Thür zu weisen, und wies seine junge Frau an, ihm nichts

zu gewähren, aber ihn auch nicht verzweifeln zu lassen. Dies genügt, um das platonische Eheverhältniß zu zeichnen. Später zog Madame Récamier die Blicke des ersten Consuls auf sich, es verdroß ihn, daß sie seine Circel nicht besuchte, und als er Kaiser geworden war, suchte er sie als Hofdame Josephinens in die Tuileries zu ziehen. Fouché ward mit dieser Mission, deren Erzählung höchst ergötlich zu lesen ist, beauftragt. Der Polizeiminister begann den Salon von Madame Récamier zu besuchen und bat sie, als er sich dort sicher glaubte, um eine vertrauliche Unterhaltung. Mit bedenklicher Miene sprach er von der kalten und widerstrebenden Weise, in der sie sich zum Kaiser stelle, seine Gegner sehe, und erinnerte sie daran, daß, als die stolze Herzogin von Chevreuse mit dem Helden frondirt, derselbe sie an den Ursprung ihrer Familiengüter erinnert und auf eine mögliche Confiscation angesetzt, was die hochfahrende Frau dazu vermocht habe, demüthig um eine Stelle als Palastdame der Kaiserin zu bitten. „Der Kaiser,“ schloß Fouché, „hat Sie, seit er Sie zuerst gesehen, nie vergessen oder aus dem Auge verloren, seien Sie vorsichtig und verletzen Sie ihn nicht.“ Madame Récamier, erstaunt und eingeschüchtert, dankte für den Rath, fügte aber hinzu, daß sie ihre Freunde nicht verleugnen könne. Einige Tage darauf kam Fouché wieder und sagte: „Wissen Sie, daß ich gestern Abend eine Stunde lang mit dem Kaiser von Ihnen gesprochen habe? Obwohl er sich darüber beklagt, daß Sie zu seinen Feinden stehen, so giebt er doch nicht Ihnen persönlich, sondern Ihren Freunden die Schuld!“ Er drang in sie, ihm ihre wahre Meinung über den Kaiser zu sagen. Madame Récamier erwiderte, daß sie die höchste Bewunderung für das Genie und die Verdienste Napoleons hege, daß die einfache Größe seines Wesens ihr imponire, daß aber die Härte, mit der derselbe gegen ihre Freunde verfahren, sie tief verletzt habe. Der Minister achtete dies offene Geständniß nicht, sondern drang in sie, eine Stellung bei Hofe zu erbitten, welche ihr unverweilt zugestanden werden würde, er suchte ihr lockend auszumalen, wie viel Gutes sie dort stiften, welchen Einfluß eine schöne und edle Frau auf den Kaiser üben könne. „Napoleon,“ sagte er, „ist noch keiner Frau begegnet, die seiner würdig, niemand weiß wie seine Liebe fein würde, wenn sie sich einer reinen Persönlichkeit zuwendete.“ — Die Prinzessin Caroline Mürat secundirte diese lockenden Anerbietungen durch ausgesuchte Aufmerksamkeiten, sie stellte ihre Loge im Theater Madame Récamier zur Verfügung und die Höflinge sahen in ihr schon eine steigende Größe, aber Alles machte auf diese Frau keinen Eindruck, und als Fouché ihr endlich förmlich von Seiten des Kaisers die Stellung als Palastdame anbot, erwiderte sie mit einem höflichen Nein, das Gebieter und Diener in Wuth versetzte.

Madame Récamier sollte erfahren, daß man nicht ungestraft den Wünschen der Mächtigen widerstehe, das Haus ihres Mannes gerieth in Verlegenheit, eine Million, vom Schatz vorgestreckt, hätte dasselbe gerettet, es geschah nicht. Aber die edle Frau mußte den Verlust des Reichthums zu tragen, sie zog sich in ein einfaches Leben zurück und ward desto mehr von denen aufgesucht, welche Unabhängigkeit und Reinheit zu schätzen mußten, vorzüglich auch von den berühmten Fremden, welche sich in der Etiquette des kaiserlichen Hofes langweilten. Es gab unter dem Kaiserreich keine eigentliche Opposition, der Despotismus schloß sie aus; aber es gab Nichtanhänger und Schlechtangeschriebene. Zu ihnen gehörte Frau von Staël, mit der

Madame Récamier sich in enge Freundschaft verband. Wir finden in dem Buche anziehende Seiten über jene gewählte Gesellschaft, die sich damals in Coppet am genfer See versammelte, während in Erfurt ein „parterre de rois parvenus et maintenus“ Talma beklatschte, bewunderten hier freisinnige Kritiker die Verfasserin der Corinne als Phädra, der ihre junge Freundin als Ariadne zur Seite stand „qui n'eut dans son rôle qu'un succès de beauté;“ hier entstand das Buch de l'Allemagne, dessen Begeisterung der kaiserlichen Polizei gefährlich genug erschien, um es als antifrözzösisch zu verbieten.

Freilich treten hier an Madame Récamier auch andre als rein geistige Interessen heran; unter den Gästen der Frau von Staël befand sich der Prinz August von Preußen, der eine heftige Leidenschaft für sie faßte und ihr den Antrag machte, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen und ihm ihre Hand zu reichen. Sie erwiderte seine Gefühle nicht, wie denn ihre gleichmäßige Schönheit nie von einer Neigung bewegt zu sein scheint, aber sie war durch seine Ergebenheit gerührt; ihre phantasiereiche Freundin, durch eine so romantische Heirath entzückt, redete ihr lebhaft zu und bewog sie, ihrem Manne zu schreiben, der ihr väterlich volle Freiheit gab, aber ihr den Schmerz nicht verhehlte, den ihm eine Trennung verursachen würde. Madame Récamier, bei der das Herz nicht sprach, die als Katholikin vor einer Scheidung ebenso zurückschreckte, wie als Französin fürchtete, ihre Heimat zu verlieren, lehnte das Anerbieten des Prinzen ab, um sich nicht vom Unglück und Alter ihres Mannes zu trennen. Prinz August war untröstlich und bewahrte seine Neigung auch als er sie beim Einzug der Verbündeten 1815 in Paris wieder sah.

Dem Verbot des Buches über Deutschland folgte die Verbannung der Frau von Staël aus Frankreich, die sich bald auch auf ihre Freundin ausdehnte. Madame Récamier ging von Lyon nach Italien, an dessen Kunstschätzen sie sich weidete, und in Rom und Neapel einen Kreis von ausgezeichneten Leuten wie Canova, Norvies, Rohan-Chabot, den Philosophen Bellanche u. a. um sich vereinigte, sie ward am Müratschen Hofe mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit aufgenommen und war bald Vertraute des Königs und der Königin; als erster nach langem Zögern sich den Allirten angeschlossen und den Vertrag mit Graf Reipperg unterzeichnet hatte, kam er in heftiger Bewegung zu seiner Gemahlin, bei der er Madame Récamier fand. „Was hätten Sie gethan?“ fragte er lebhaft. „Sire, Sie sind Franzose und müssen Frankreich treu bleiben,“ war die Antwort; aber es war zu spät, als sie ans Fenster trat, sah sie die englische Flotte in den Golf einsegeln. Als sie bald darauf Neapel verließ und nach Rom ging, war sie Zeuge der Rückkehr des Papstes, der Jubel des Volkes war unbeschreiblich und rührte Madame Récamier aufs tiefste, doch vergaß sie nicht den bisherigen Commandanten General Miollis zu besuchen, der Rom vom Capitol regiert und jetzt verlassen und arm mit einem alten Diener lebte.

Die Restauration führte die Verbannten nach Paris zurück, und als die verbesserten Umstände ihres Mannes erlaubten wieder ein Haus zu machen, drängten sich bald die ersten legitimistischen Namen in ihren Salon; aber die Exklusivität war ihr fremd, sie suchte stets auch die vom Schicksal Besiegten auf und neben den Montmorencys, Noailles und Broglis sah man die Wittwen napoleonischer Ge-

neräle. Wellington, der gefeierte Held des Tages huldigte ihr, bis sie ihm auf seine Bemerkung über Napoleon: je l'ai bien battu, ihre Thür schloß. Sie sah alle Souveraine, alle Größen, welche jene bewegte Zeit nach Paris führte, und die Memoiren bieten uns eine Reihe von interessanten Billeten und Briefen berühmter Männer und Frauen, wie des Erbgroßherzogs von Weimar, Benjamin Constants, der Frau von Krüdener, Alexanders von Humboldt u. a. m. Im Jahre 1818 zog Madame Récamier sich ganz in ein Kloster l'Abbaye au Bois zurück, wo ihr auf Lebenszeit eine Wohnung eingeräumt ward; aber diese enge Zelle ward berühmt, weil alle Berühmtheiten Frankreichs es sich zur Ehre rechneten, dort empfangen zu werden. Die Hauptperson ward bei Madame Récamier Chateaubriand, um dessen willen man fast ebenso viel kam als um ihretwillen und dessen Briefe aus Berlin, London, Verona, Rom und Paris viele Seiten der beiden Bände ausmachen. Diese Briefe bilden nebst denen des Herzogs von Montmorency einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Restauration, namentlich ihrer frivolsten Seite. Sie zeigen aufs neue, daß die Jahre von 1816—1830 die hoffnungsvollste und inhaltreichste Zeit seit Napoleons Sturz für Frankreich war. Trotz der ultraroyalistischen Reaction hatten Tribune, Presse und vor allem Salons doch größere Freiheit als in irgend einem andern Staate des Continents. Das Land war mit kriegerischem Ruhm übersättigt, man vergaß die kurze Demüthigung der Fremdherrschaft, weil der Druck, den das Kaiserthum auf das geistige Leben übte, abgenommen war, und wandte sich den Künsten des Friedens und den Fragen der innern Politik zu, welche damals die besten Köpfe beschäftigten. Chateaubriand, Villele, de Serre, Constant, standen auf der Höhe des Ruhms, dem die jüngern Talente, wie Guizot, Thiers, Villemain und andre erst zustrebten, Ackerbau und Industrie waren im Aufschwung, und doch war der Kultus des goldenen Kalbes noch nicht allmächtig, wie er es später ward. Ein folgenschwerer Mißgriff der Regierenden, welchem gesetzlich entgegen zu treten den Regierten die Weisheit fehlte, zerriß den mühsam angeknüpften Faden geschichtlicher Continuität: Frankreich konnte von Tories regiert werden, aber nicht von Jakobiten, so wenig sich England seinen Protestantismus, so wenig wollte es sich seine Charte nehmen lassen. Der neue Bruch mit der Vergangenheit brachte auch einen tiefen Riß in das sociale Leben, die Anhänger der alten und der neuen Ordnung standen sich nicht mehr als zwei gleichberechtigte Parteien auf dem gemeinsamen Boden einer Verfassung gegenüber, sondern als Jakobiten und Hannoveraner; aber während die letztern in dem festgefüzten Bau des englischen politischen Lebens die Kraft fanden, ihre Gegner zu absorbiren, vereitelten hier die Legitimisten nur das Gelingen eines neuen haltbaren Gebäudes durch ihre Opposition. Auch durch den Cirkel Madame Récamiers ging diese Spaltung, ihre jüngern Freunde schlossen sich dem Gestirne Louis Philipps an, während Chateaubriand alternd und mürrisch an der linken Seite ihres Kamins blieb und sich von ihr darüber trösten ließ, daß die Welt ihn vergaß; seine Unterhaltung scheint für gewöhnlich unbedeutend gewesen zu sein, so wie alles, was wir aus diesen Bänden von ihm erfahren, uns in der Ansicht bestärkt, daß er ein vollendeter Egoist war und seine unzweifelhaft großen Gaben durch Dünkel, Eitelkeit und Verdrehung sehr gedämpft wurden. Nur zuweilen konnte das Feuer der Jugend bei ihm ausbrechen, wenn die Unterhaltung ihn besonders interessirte, dann belebte sich sein großer edler Kopf, das matte Auge fand den Glanz

wieder und seine sonore Stimme, die gewissen Worten einen unnachahmlichen Accent zu verleihen vermochte, ward bezaubernd; aber solche Augenblicke waren selten und seine Jahre vergingen im Risikuth über verfehlte Ziele und Selbstvergötterung seines Talentes. Er starb 1848, seine Freundin folgte ihm bald darauf.

Madame Récamier war unzweifelhaft nicht, was man eine Frau von Geist nennt: in ihrer Jugend fesselte ihre Schönheit, später die Erinnerungen und ihr reines, wohlwollendes Gemüth. Einer Leidenschaft mochte sie unfähig gewesen sein, aber feinen Takt und sanfte Empfindung scheint sie in hohem Maße besessen zu haben. Als der Mittelpunkt eines reichen Kreises bedeutender Menschen wird sie merkwürdig bleiben.

### Von der preussischen Grenze.

Beim Schluß des Jahres ziemt es, einen Rückblick auf die eben abgelaufene Periode zu werfen. Im Drang der Begebenheiten, an denen wir, wenn nicht durch unsre Thätigkeit, so doch durch unsre Wünsche, Interessen und Hoffnungen selber theilhaftig waren, haben wir kaum Zeit genug gehabt, zu beachten, daß dieses Jahr eines der merkwürdigsten unsers Lebens war; ja, seit 1848 unstreitig das merkwürdigste. Zwar sind wir alle noch in einem Gährungsprozeß begriffen, der einer klaren Gestaltung widerstrebt, wir tragen noch immer mehr Ahnungen als Begriffe, mehr Belleitäten als einen bestimmten Willen in uns, aber wir haben doch das sehr entschiedene Gefühl, daß in uns, wie um uns, eine wichtige Veränderung eingetreten ist.

Ob diese Veränderung unbedingt eine gute zu nennen sei, scheint auf den ersten Anblick zweifelhaft. Werfen wir zunächst einen Blick auf Preußen, das uns nicht bloß persönlich am nächsten angeht, sondern von dessen Thatkraft und Entschlossenheit, nach der stillen Ueberzeugung aller Deutschen es hauptsächlich abhängt, was aus uns werden soll. Am Schluß des vorigen Jahres war die Regentschaft eingerichtet, ein wenigstens theilweise liberales Ministerium eingesetzt, eine neue Kammer gewählt, die in überwiegender Majorität der Freiheit und dem Fortschritte huldigte. Längst entschlafene Hoffnungen regten sich wieder, und, was der damaligen Periode eine so eigenthümliche Physiognomie gab, diese Hoffnungen waren mit einer ungewöhnlichen Bescheidenheit verbunden. Jeder rief seinem Nachbar zu: er solle nicht zu viel von Außen erwarten; es sei schon genug, daß der Bewegung nur einiger freie Spielraum gegönnt werde; das Volk habe nun zu zeigen, ob es im Stande sei, entschieden und maassvoll zugleich, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen. Es ist nicht zu verkennen, daß die gegenwärtige Stimmung in Preußen selbst gedrückter ist als damals. Ueberall vernimmt man ein stilles Grollen, und wenn das Maass dessen, was man zu erreichen strebt, sich noch immer in den schicklichen Grenzen hält, so ist doch die Art des Begehrens unruhiger und ungeduldiger geworden. Die politischen Zustände tragen durchweg den Charakter des Provisorischen, grade wie die Finanziellen in der großen Krisis, wo eigentlich auch kein wirklicher Mangel vorhanden war, sondern nur keiner recht wußte, wie es eigentlich mit seinem Vermögen stand. Dies Gefühl des Provisorischen ist in gewissem Sinn